

Die Seite der Frau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **102 (1976)**

Heft 18

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

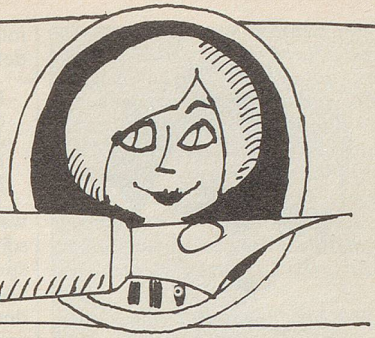
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Seite der Frau



Offene Fragen zum Thema KiG

Sie werden sicher sofort wissen, was KiG ist. Wer regelmässig Zeitungen liest und sich nicht nur auf ein Spezialgebiet beschränkt, wie z. B. Sensationsmeldungen, Sportberichte oder die Neuigkeiten der Ortskorrespondenten, stösst ständig auf dieses KiG = Kostenexplosion im Gesundheitswesen.

Gewiss sind die damit zusammenhängenden Probleme sehr vielschichtig. Um so mehr muss erstaunen, wie oft man simplifizierend zu hören und zu lesen bekommt: Die Aerzte sind an allem schuld, sie sind nur noch auf Reichtum und Wohlleben aus, besuchen die Patienten kaum noch und ihr einziges Interesse besteht darin, müheles Geld zu scheffeln. Es scheint geradezu ein Trend zu sein für alle, die beruflich oder aus privater Neigung das Bedürfnis haben, Missstände aufzuspüren, die Aerzte aufs Korn zu nehmen. Sie werden als «Parasiten der Gesellschaft», oder noch netter als «Mafia in Weiss» bezeichnet, denn sensationelle Titel machen am meisten Eindruck!

Eigenartig, über eigene Erfahrungen befragt, erklären Diskussionspartner – Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel –, sein Arzt sei stets für seine Patienten da, er setze sich voll für sie ein, das Vertrauensverhältnis könne nicht besser sein.

Noch etwas anderes erstaunt. Die hohen Kosten im Gesundheitswesen werden den Aerzten zum Vorwurf gemacht, aber kaum einer bringt die Einsicht auf, dass mit einer gesünderen Lebensweise der Kostenexplosion am ehesten Einhalt geboten werden könnte. Niemand reuen die verausgabten Milliarden für Alkoholika, für Zigaretten, für ungezählte Kilos lustvoll angefressenes Uebergewicht! Selten jemand ist interessiert, sich dafür einzusetzen, dass durch Herabsetzung der Alkohol-Toleranzgrenze im Blut der Autofahrer und vor allem durch Geschwindigkeitsbeschränkungen im Verkehr die ungeheuren Kosten eingedämmt werden können, die

durch die vielen Verkehrsunfälle entstehen. Aber wenn die Quittung für die unvernünftige Lebensweise in Form hoher Kosten für das Gesundheitswesen präsentiert wird, dann muss schnell ein Sündenbock herhalten: die Aerzte sind schuld, sie verdienen zuviel! Man überlege doch einmal, die meisten Aerzte sind bei über 90 % der Kranken an Tarife gebunden, die in Verhandlungen mit den Krankenkassen unter den gestrengen Augen des Preisüberwachers festgelegt wurden. Gewiss gibt es einzelne Missstände wie überall im Leben, aber eine Pauschalverurteilung ist durch nichts gerechtfertigt.

Und ich frage mich kopfschüttelnd, warum regt sich eigentlich niemand auf über die phantastischen Einnahmen von Sportgrössen zum Beispiel? Millionengewinne werden bei etwas so Läppischem wie einem Boxkampf ausgeschüttet! Fussballgrössen, Tennisheroen – sie streichen Riesenbeträge ein. Auch im Showgeschäft werden Unsummen verdient. Ein Elvis Presley kassiert 125 000 Dollar pro Fernsehauftritt – und das Publikum klatscht und ist begeistert.

Tiefeschürfende Frage: Warum missgönnt man einem Arzt mit zehnjähriger, oft noch längerer Fachausbildung, der einen Beruf versieht, der ungeheure Anforderungen an Können und Verantwortungsbewusstsein stellt, das gute Einkommen – aber einem Schnulzensänger beispielsweise, der kitschgeschwängerte Schmachtliedli singt, gönnt man es von Herzen?

Ingrid

Weiteres zum Aerger des Jahrzehnts

Von den Kragenweiten, die es nicht gibt, von den unzähligen Güfeli in neuen Hemden, und von den taillierten Hemden, die nun einmal für die Jugendlichen, Schlanken und nicht für Wohlstandsbäuche gedacht sind, – möchte ich übergehen zu den Herrenhosen, vor allem aber zu den Herrenhosen-Gesässaschen.

In diesen Taschen, das heisst in die rechte Gesässtasche, versorgen meine drei Männer (ich verfüge nicht etwa über einen

männlichen Harem, zwei dieser Männer sind meine Söhne) – ihre mehr oder weniger voll gespickten Brieftaschen, mit Fahrzeugausweis, Fahrbewilligung, Bankomatkarte und was es noch so alles gibt in unserem Jahrzehnt der «Diners»-, «Hertz»- und anderer Karten.

Nun zu meinem Aerger des Jahrzehnts: Brieftaschen haben bekanntlich ein gewisses Format, auch in der Länge, und das passt nie und nimmer in die immer, bei jeder Hose, zu wenig tiefe Gesässtasche. Die Brieftaschen ragen heraus und sind direkt eine Herausforderung für jeden Taschendieb. Auch die vielgeliebten Jeans sind da keine Ausnahme, ganz im Gegenteil.

Man könnte mir erwidern: Weshalb die Brieftasche nicht in der Buserentasche unterbringen? Welcher junge Mann trägt aber heutzutage, vor allem aber im Sommer, noch einen Kittel, frage ich da zurück! Jeans sind in, Pullovers sind in, die haben aber keine Taschen, aber die gute alte Jacke mit ihren unzähligen, gut versteckten Taschen, wird selten getragen und der Aufenthaltsort für die Brieftasche ist und bleibt eben die rechte Gesässtasche.

Nun meine Bitte an die Hosenfabrikanten: wäre es nicht mög-

lich, diese rechte Gesässtasche etwas tiefer zu arbeiten, um es damit den Taschendieben schwerer zu machen? Und es sind nicht nur die Taschendiebe, Brieftaschen sind in unserer Familie bereits auf Ausflügen verlorengegangen, wenn man über einen Zaun stieg, oder sonstwie akrobatische Uebungen vollführte, bekamen sie Uebergewicht und fielen aus der zu kurzen Tasche.

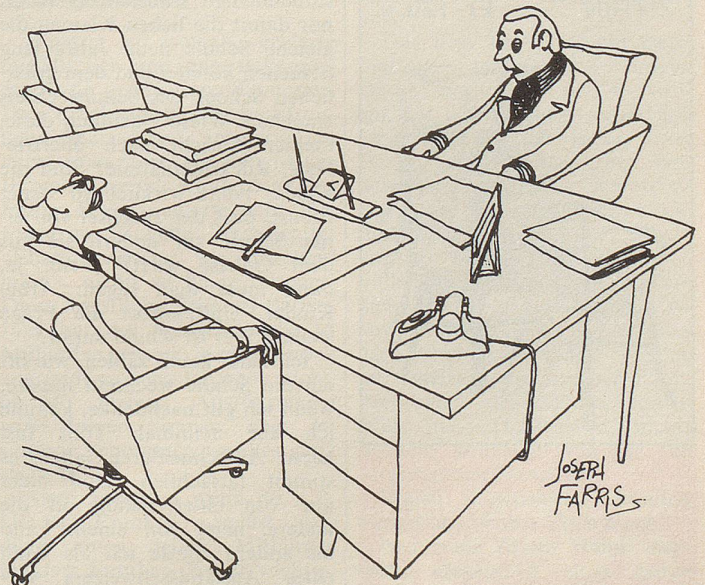
Wo ist der Hosenfabrikant, der hier Pionierarbeit leistet, und nur etwas nach Futterstoff opfert, mehr braucht es nicht, einige Zentimeter genügen! Meinen herzlichen Dank hat er im voraus.

Hege

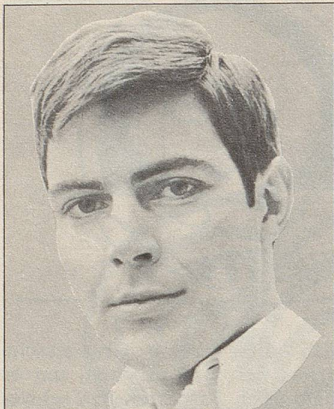
Maikäfer

Der Mai 1975 hätte ein Berner Maikäfer-Flugjahr gewesen sein sollen, hiess es! Davon hatte ich gar nichts gemerkt. Fünf lebende Maikäfer hatte ich gesehen und einen davon sogar in der Hand gehalten. Ob es in diesem Mai wohl mehr davon gibt?

Wo sind sie bloss hingekommen, diese lustigen, dicken, braunen Brummer? In allerlei Poesie und Prosa geistern sie umher. J. V. Widmann hat sogar eine entzückende Maikäfer-Ko-



«Ich verliess meine erste Frau wegen einer jüngeren Dame, und nun verliess sie mich wegen eines jüngeren Mannes.»



**Jetzt hilft
eine Hefekur mit
VIGAR
HEFE**

**bei unreinem Teint,
Bibeli, Furunkulose**

**bei Magen- und
Darmstörungen**

**bei Frühjahr- und
Herbstmüdigkeit**

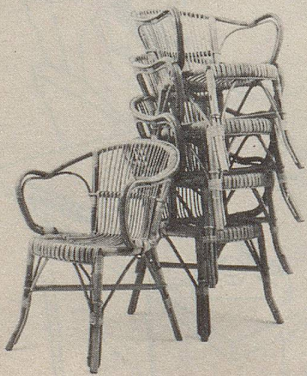
VIGAR-HEFE Dragées sind
geschmackfrei und angenehm einzunehmen
Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.50
Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 15.-
in Apotheken und Drogerien

Nebelspalter - Humorerhalter

Rohrmöbel sind Wohnmöbel

ZITRIN

Fr. 120.-



Versand in die ganze Schweiz.

**kunsth Handwerk
anderegg**

Kramgasse 48 3000 Bern
Telefon 031 22 02 01

mödie geschrieben, und wir Kinder sangen einst:

Maikäfer flieg,
dein Vater ist im Krieg,
deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt!
Maikäfer flieg!

was natürlich nicht unserer echt-schweizerischen Dichtkunst entsprungen war.

Allem Anschein nach spielte der Maikäfer früher eine Rolle, sonst hätte er kaum für verschiedene dichterische Zwecke herhalten müssen. Nun sieht man selten mehr einen davon. Letztes Jahr las ich in einer Zeitungsnotiz, dreissig Maikäfer schweizerischer Herkunft seien in einen deutschen zoologischen Garten übergesiedelt worden, damit man sich ihrer später überhaupt noch zu erinnern vermöge.

Ich möchte Sie, liebe Tierfreunde und Nebi-Frauenseiteler, nun fragen, ob Sie nicht auch mit mir der Auffassung seien, Maikäfer sollten tiergeschützt werden, gehören sie doch bald zu einer aussterbenden Tiergattung. Könnte nicht das World Life Fund ersucht werden, sich auch dieses Problems anzunehmen? Herr Professor Grzimek würde bestimmt auf unserer Seite stehen und vielleicht sogar Hans A. Traber, meinen Sie nicht auch?

Irene

Abwechslung macht das Leben süß

Man scheint heute den Kindern nicht mehr zumuten zu können, von einer Schule in die andere zu wechseln. Es soll sogar Eltern geben, die auf eine bessere Stellung des Vaters verzichten, wenn sie mit einem Umzug in eine andere Stadt verbunden ist, andere Väter nehmen stundenlange Fahrten in Kauf, nur damit die lieben Kleinen die gleiche Schule neun Jahre lang besuchen können und dem grässlichen Schock des Schulwechsels entgehen. Wieso eigentlich diese, meiner Ansicht nach übertriebene, Rücksichtnahme? Sind die Kinder heute wirklich so wenig robust, dass der Wechsel von einer Schule zur anderen sie aus dem Geleise wirft? Wenn ja, dann muss man sagen: Arme Kinder. Und sofort die Frage stellen: Wer ist schuld daran?

Ich kann kaum zählen, wie oft ich die Schule wechseln musste, wenn ich gut nachdenke, komme ich auf neunmal. Tönt fast nach Aufschneiderei, aber es stimmt tatsächlich. Und nicht nur von einer Schule in die andere, nein, von einem Land ins andere wurde ich als Kind eines Auslandsschweizers verpflanzt. Die ersten Schuljahre brachte ich in Deutschland hinter mich, erst mit 14 beglückte

ich Schweizer Schulen, was mir aber immer noch zu dreimaligem Wechsel reichte! Und ich hab's überstanden, es war sogar recht lustig, ich habe vieles gelernt dabei: Anpassen, schnell umstellen auf eine ganz neue Situation, nicht in der Routine erstarren, beweglich sein und sich bemühen, mit einer völlig neuen Lage fertig zu werden. Positive Erfahrungen, die mir in meinem späteren Leben viel geholfen haben.

Den grössten Sprung machte ich im Alter von neun Jahren, als ich von St. Blasien im Schwarzwald nach Berlin verpflanzt wurde. Ich bin meinen Eltern heute noch dankbar, dass sie nicht im Traum daran dachten, meinewegen auf Berlin zu verzichten. Was wäre mir alles entgangen! Das bunte, schillernde Berlin der Ende zwanziger, anfangs dreissiger Jahre hat sich mir unauslöschlich eingeprägt. Es war einfach «doll»! In Sankt Blasien hätte ich kaum mit Alexander Moissi am selben Tisch essen können, und ganz bestimmt wäre mir Joseph Schmidt nicht fast jeden Tag begegnet, der just auf meinem Schulweg seinen Hund spazieren führte. Auch berlinsch hätte ich nicht gelernt, diese herrlich schnoddrige, freche Sprache mit Herz, deren Bilderreichtum erstaunlich ist.

Nach heutigen Begriffen hatte ich unmögliche Eltern. Nach einem Jahr Berlin zogen sie, ohne mich zu fragen, nach Swinemünde an der Ostsee. Im Sommer mondänes Seebad, im Winter stilles Kaff, in welchem sich herrlich Indianer spielen liess. Dort brachte ich es in zwei Jahren auch auf zwei Schulen, darunter hätte ich es nicht getan. – Später, in Zürich, machte ich, wie gesagt innert 2½ Jahren drei Schulen unsicher!

Zugegeben, einfach war es für ein eher schüchternes Mädchen nicht immer. So ein erster Schultag mit neuen Lehrern, Mitschülern, Sitten und Gebräuchen – etwas Herzklopfen hatte ich da schon, aber mit der herrlichen Anpassungsfähigkeit, die Kindern eigen ist, ging's dann ganz gut. Nach einer Woche war ich schon zu Hause, so als wäre ich immer da gewesen. Wenigstens in Deutschland war es für mich so, in der Schweiz hatte ich es schon schwerer, da kam zu der neuen Schule noch das verflixte «Chuchichäschtli»! So ungefähr fünfzigmal pro Tag musste ich, die ich kein Wort Mundart konnte, dieses Wort meinen Kameraden hersagen und immer war's falsch! Es war zum heulen. Zum Glück dauerte die Qual nicht lange. Da ich bereits badenserisch, berlinsch, plattdeutsch und von meiner Mutter her österreichisch konnte, lernte

ich halt noch «Züritütsch» dazu und verdarb meinen Freunden den Spass mit dem «Chäschtli» rasch!

Zurückblickend auf mein sehr abwechslungsreiches Schulleben kann ich nur noch einmal sagen: Geschadet hat es mir gar nichts, im Gegenteil. Kinder halten viel mehr aus, als heutzutage angenommen wird. Man sollte den kindlichen Forschungsdrang und die in jedem Kind steckende Freude an neuem Erleben nicht vergessen. Oft habe ich das Gefühl, Eltern schieben die Sorge um das Kind vor, um selber den Wohnsitz nicht wechseln zu müssen... Stimmt's? Eva Renate

Martin, Urs und das Telefon

Da stand im Nebelspalter eine «Warum-Frage», durch die ich mich betroffen fühlte. Auch ich gehöre nämlich zu jenen tadelnswerten Müttern, deren Kleinkinder ach so teure Telefonminuten verplaudern oder eben auch verstammeln. Nun, Martin ist fast sechs Jahre alt, Urs wird bald dreijährig, und beide telefonieren fürs Leben gern. Meistens ist es ja eines der beiden Grosi, das am andern Ende des Drahtes sitzt, und Grosi hören den Kindern vielleicht fast noch lieber zu als den Mami. Martins endlose Erklärungen über den Bau seiner neuesten Cubal-Rakete sind genau so interessant wie Urs' vielsagendes «mhm» oder «ää».

Soweit wäre ja alles in schönster Ordnung. Aber wie bringe ich meinen Söhnen, vor allem Urs, bei, dass es eben doch nicht immer ein Grosi, eine Tante, ein Götti oder sonst jemand Bekanntes und Kinderliebendes ist, der da telefoniert? Wenn es klingelt, geht der Spurt auf den Apparat los, und bin ich einmal ausnahmsweise als erste dran, vielleicht weil es um diese Zeit sicher nicht eins der Grosi sein kann, so geht auch gleich ein markerschütterndes Geschrei los. Ob ich da nicht doch besser zuerst Urs dranlasse, der mir dann nach zwei «mhm» den Hörer anstandslos gibt und zufrieden schweigt?

Da hat zum Beispiel einmal eine Dame vom Fernsehen angerufen. Wie lange haben wir uns doch diesen Anruf gewünscht, da wir mit dem Fernsehprogramm nicht gerade einverstanden sind. Da es keine Grosi-Telefonzeit war, nahm ich ab. Urs schrie, Martin fragte dauernd: «Wär isch es?», ich verstand endlich mit Mühe und Not, dass die Dame vom Fernsehen sei und wissen möchte, ob wir am vordern Abend die Schutt-Reportage angeschaut hät-

ten. Sie verstand wahrscheinlich mit ebensoviel Mühe und Not, dass wir am vordern Abend nicht ferngeschaut hatten und hängte auf. Und ärgerte sich. Ich auch.

Wahrscheinlich sind wir selber schuld, dass es so herausgekommen ist. «Man» hätte von Anfang an die Kinder nicht ans Telefon lassen dürfen. «Man» hätte nicht stolz darauf sein dürfen, dass Martin seinen Namen so schön sagt und immer etwas zu plaudern weiss. Dann hätte Urs wahrscheinlich auch nicht angefangen. «Man» hätte das Telefon vielleicht an der Decke aufhängen sollen und nicht so leicht erreichbar aufs Büchergestell stellen. «Man» sollte konsequent sein, «man» sollte die Kinder auch beim Grosi nicht an den Draht lassen. Aber eben... Gerne wüsste ich, ob der oder die «Warum-Frager(in)» kleine Kinder hat.

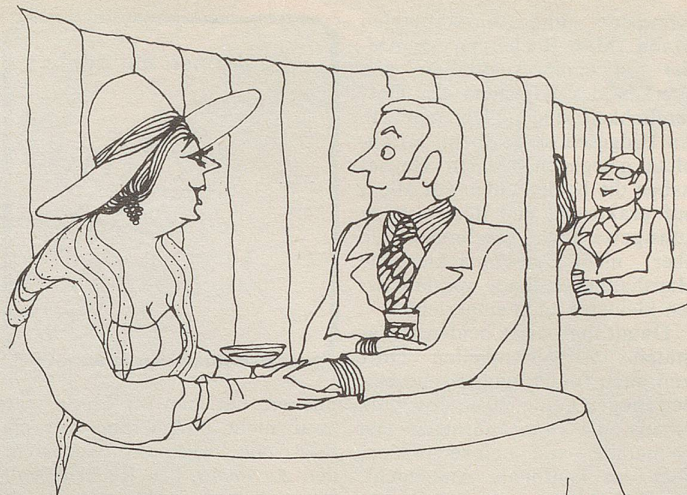
Jacqueline

Sehr geehrter Herr ... und was, wenn es eine Frau ist?

Ich bin Personalchef, respektive Personalchefin. Wahrscheinlich bin ich im Unternehmen, das mich an diesem Posten wollte, heute ziemlich akzeptiert. Aber sonst scheint eine Frau an einer solchen Stelle noch immer ein Unding, obwohl das Personalwesen innerhalb der Gesamtwirtschaft den Frauen heute am meisten echte Aufstiegschancen bieten dürfte. Ueberall, wo man mich nicht persönlich kennt, bin ich stereotyp Herr X. Briefe, Prospekte und Bewerbungen kommen immer an den sehr geehrten Herrn. Sogar auf Teilnehmerlisten von Sitzungen wird mein Geschlecht umfunktioniert. Etwas amüsiert nehme ich auch immer die Telefonanrufe entgegen, bei denen der Gesprächspartner nicht das Fräulein will, sondern den Chef. Manchmal geht die Versteifung so weit, dass der Anrufer nicht einmal in der Lage ist, meine Erklärung, dass er richtig verbunden sei, aufzunehmen. Es ist halt ein Kreuz mit diesen Frauen, die dort sind, wo sie nach weitverbreiteter Meinung nicht hingehören!

Dabei kommt mir eine Episode von früher in den Sinn. Ich hatte – noch bevor wir Frauen politische Rechte erhielten – einmal die Ehre, an einer Sitzung im Bundeshaus teilzunehmen. Auch dort hätte ich natürlich nicht hingehört. Das wurde mir peinlich bewusst, als ich nach der Damentoilette suchte und keine fand.

Im Bundeshaus hat man in der Zwischenzeit realisiert, dass die Menschheit aus Männlein und Weiblein besteht, und hat Damen-



«Hinter jeder erfolgreichen Frau steckt ein Mann.
Hätten Sie Lust, dieser Mann zu sein?»

toiletten eingerichtet. Aber nicht überall nimmt man die Hürde mit baulichen Veränderungen.

Ich weiss eigentlich auch nicht, welche Anrede das unverbindliche «sehr geehrter Herr» ersetzen sollte. Auch ein blosses A. Huber oder F. Berger hilft nicht weiter, wenn man dazu Herr oder Frau setzen soll. Hier wäre zwar die Abhilfe einfach, wenn man nämlich die Vornamen ausschreiben würde.

Ich wäre dafür, nach brauchbaren Lösungen zu suchen. Ich bin nämlich nicht gerne der Herr X. Ich bin weiblichen Geschlechts und habe diesbezüglich keine Komplexe. Ich liebe es nur nicht, immer wieder daran erinnert zu werden, dass ich für allzu viele Zeitgenossen allein wegen der Tatsache, dass ich im Beruf eine verantwortungsvolle Aufgabe habe, als Anachronismus gelte!

Erika

«... si nāme sowiso z vil Liecht wäg»

Bis heute morgen wuchsen vor meinem Fenster zwei herrlich gesunde, gerade Birken. Zwischen den alten, unschönen Häuserreihen reckten sie sich stolz dem Himmel entgegen. Zwei dicke Spatzen hatten sich zankend auf die Spitze der einen gesetzt und zwitscherten um die Wette. Belustigt hatte ich diesem Treiben zugesehen und mich einmal mehr darüber gefreut, dass mitten in unserer Stadt diese schönen Bäume stehen, die bald grösser sein werden als die umliegenden Häuser. Doch nein, dies Schicksal schien «meinen» Birken nicht beschieden zu sein.

Wenn ich jetzt zum Fenster hinaus schaue, erblicke ich die gestutzten Ueberreste der ehemals stolzen Bäume, diese traurigen «Wracks», denen die schön-

sten und kräftigsten Triebe brutal abgesägt worden sind. Auf mein schüchternes Fragen, wozu diese Bäume so verunstaltet würden, erhielt ich barsch die Antwort: «Es isch dānk besser so für ds gsunde Wachstum, und überhaupt, si nāme sowiso vil zvil Liecht wäg.»

Unter dem Deckmäntelchen der Vernunft werden gesunde Triebe gestutzt, aus Angst, sie könnten etwas von dem Licht erhaschen, das eigentlich auf uns fallen sollte. Skrupellos verunstalten wir, was unseren Platz an der Sonne gefährden könnte. Skrupellos versuchen wir, jeden der uns zu übertreffen droht, zusammenzustutzen. Sollten wir uns nicht vielmehr fragen: «Isch es besser so für ds gsunde Wachstum und het er ächt wirklech gnue Liecht?»

Möne

Sparen ist asozial

«Sparen ist asozial», erklärte mir kürzlich eine junge Bekannte, Studentin der Nationalökonomie. Da ich bekannt bin für hausfrauliche Sparsamkeit, reagierte ich leicht schockiert. «Sparen ist des Bürgers Tugend, Kinderdank der Mühe Preis», zitierte ich. Die Fachfrau lächelte nachsichtig: «Ebenso veraltet wie unzeitgemäss – nichts ist heute falscher! Diese ängstliche Sparerei (letztes Jahr hat das Schweizervolk 15 Milliarden gespart) wird uns noch zugrunde richten. Ich weiss nicht, ob du meinen Ausführungen wirst folgen können, aber im Grunde genommen ist alles ganz einfach.

Also: Jedesmal wenn du z.B. hundert Franken aus gibst, verdient einer deiner Mitbürger hundert Franken. Es ist wichtig, dass du dir vor Augen hältst: Es ist dein Freund und Miteidgenoss. Dieser Bürger muss näm-

lich zirka zwanzig Franken von diesem Verdienst als Steuer dem Staat abliefern. Es ist für uns alle von grosser Bedeutung, dass die Hunderternote möglichst rasch von Hand zu Hand geht, weil jeder vorübergehende Besitzer wieder seinen Zwanzigerschein als Einkommenssteuer zahlt. Wem? Der Oeffentlichkeit, das heisst letzten Endes uns selbst.

Je mehr wir ausgeben, desto reicher werden wir. Dies klingt deinem ungeschulten Ohr vielleicht etwas paradox, ist aber eine durchaus logische Folgerung. Wenn wir weiter so blödsinnig sparen, geschieht folgendes: Die vielen Hunderternötlein liegen traurig auf der Bank, niemandem verschaffen sie Arbeit und Brot. Eine Firma nach der andern muss schliessen, das Heer der Arbeitslosen wächst. Der Staat sollte Arbeitslosenunterstützung zahlen, aber gerade jetzt bleiben die so dringend benötigten Steuergelder weitgehend aus. (Die 100 Franken, die zur Zeit der Hochkonjunktur beispielsweise 500mal den Besitzer wechselten, brachten ca. 10 000 Franken Steuern ein. Wenn sie nun monatelang auf den Banken herumliegen und sagen wir einmal nur 50mal zirkulieren, macht das einen Steuerausfall von 9000 Franken!)

Mir summt der Kopf. Aber unsere Freundin fuhr unbeirrt fort: «Der Staat wird nicht mehr zahlen können, weder Beamtenlöhne, noch Kranken- und Altersfürsorge. Es wird ihm nichts anderes übrigbleiben, als den Steuerfuss massiv anzuheben. Jetzt wirst du notgedrungen dein Ersparnis vom Bankbüchlein abheben, meine Liebe, nur um die Steuern bezahlen zu können! Dein Sparbatzen wird freudlos dahingehen. Gib ihn lieber jetzt aus.»

Das liess ich mir nicht zweimal sagen. Ich dankte der jungen Dame herzlich für den wertvollen Rat und ging einkaufen: Die langerwogene Lederjacke, neue Ski für die Tochter, einen modernen Schrank fürs Schlafzimmer. Welch neues Einkaufsgefühl: Ich verliere nicht Geld dabei, sondern ich helfe meinen notleidenden Mitbürgern. Warum nicht auch neue, lammfellgefütterte Hausschuhe? Die Arbeiter der Schuhfabrik Bally werden mir dankbar sein, also her damit. Freut euch des Lebens, konsumiert nach Herzenslust, nichts Besseres könnt ihr tun für den verarmenden Staat!

Welch angenehmes Resultat wissenschaftlicher Forschung.

Nur mein Mann bleibt skeptisch: «Irgendwo muss deiner Studentin ein Denkfehler unterlaufen sein...» Wirklich?

Ariane